

# UNIVERSITÄT GOTTESDIENST

---

## Sprachen des Glaubens

Griechisch  
Hebräisch  
Bayrisch  
Latein  
Lyrik  
Musik

---

Wintersemester 2021/22

St. Markus München



# Sprachen des Glaubens

## Griechisch

Apostelgeschichte 17,16-34

Prof. Dr. Martin Wallraff

31. Oktober 2021 - Reformationstag

---

*Als aber Paulus in Athen auf sie wartete, ergrimmte sein Geist in ihm, da er die Stadt voller Götzenbilder sah. Und er redete zu den Juden und den Gottesfürchtigen in der Synagoge und täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden.*

*Einige Philosophen aber, Epikureer und Stoiker, stritten mit ihm. Und einige von ihnen sprachen: Was will dieser Schwätzer sagen? Andere aber: Es sieht aus, als wolle er fremde Götter verkündigen. Denn er verkündigte das Evangelium von Jesus und von der Auferstehung. Sie nahmen ihn aber mit und führten ihn auf den Areopag und sprachen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du lehrst? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; nun wollen wir gerne wissen, was das ist. Alle Athener nämlich, auch die Fremden, die bei ihnen wohnten, hatten nichts anderes im Sinn, als etwas Neues zu sagen oder zu hören.*

*Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Gren-*

*zen sie wohnen sollen, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht. Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er richten will den Erdkreis mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, und hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat. Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiterhören. So ging Paulus weg aus ihrer Mitte. Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen war auch Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris und andere mit ihnen.*

Liebe Gemeinde,

Paulus betritt die ganz große Bühne. Was wir gerade als Predigttext gehört haben, ist eine außergewöhnliche Szene. Paulus predigt, und zwar jetzt nicht mehr nur zu den kleinen christlichen „Kerngemeinden“, die es damals schon gab: in Korinth, in Ephesus, wohl auch in Rom. Sondern im öffentlichen Raum, und zwar nicht irgendwo, sondern in Athen, und nicht in einem Athener Hinterhof, sondern am Areopag. Öffentlicher geht nicht. Das klingt vielleicht einfacher als es ist. Ich bin mir nicht so sicher, ob ich diese meine Predigt ebenso gerne von der Markus-Kanzel wie am Monopteros halten würde. Mut braucht es in jedem Fall. Es kann schon sein, dass in Athen im ersten Jahrhundert eine andere Stimmung herrschte als in München zweitausend Jahre später. Denn in der Darstellung des Lukas waren da in Athen allerhand Wahrheitssuchende unterwegs. Philosophen, Leute, die jederzeit an neuen Lehren interessiert waren und die den Dialog über Weltanschauliches nicht nur nicht scheuten, sondern suchten. Anders als im Englischen Garten, wo eher an der Freizeitoptimierung gearbeitet wird.

Wie dem auch sei – Paulus ist um Worte im öffentlichen Raum nicht verlegen. Gelehrte haben übrigens darüber gestritten, ob die Rede genau so gehalten worden ist, wie sie die Apostelgeschichte wiedergibt. Das wissen wir nicht.

Es liegen ja viele Jahre zwischen der Rede und der schriftlichen Aufzeichnung. Aber dass da gar nichts gewesen ist, dass Paulus nur verschämt einen Passanten gefragt hat, wo man hier gut Gyros mit Tsatsiki essen kann – das kann ich mir nicht vorstellen. Paulus hat gewiss gepredigt, und es war gewiss eine eindruckliche Szene, die Spuren in der Erinnerung hinterlassen hat.

Es war eine große Rede. Es mag sein, dass der unmittelbare Erfolg eher durchwachsen war. Die meisten gingen weg, einige machten sich lustig, andere wurden nachdenklich. Nur ganz wenige wurden gläubig: Dionysios, Damaris und einige andere. Dass da zwei Namen genannt werden, soll wohl heißen: allzu viele waren es nicht. Aber es war gleichwohl eine große Rede, ein Auftritt, an den man sich erinnerte – und das zu recht. Wie einst Sokrates wendet sich Paulus an die ἄνδρες Ἀθηναῖοι, die „Männer von Athen“. Und er nimmt Bezug auf seine Hörschaft. In der Predigtlehre würden wir vielleicht sagen: Er holt die Gemeinde da ab, wo sie ist, nämlich in Athen. Bei der dort geübten Gottesverehrung. Und speziell bei einem Altar mit der Aufschrift „dem unbekanntem Gott“ oder vielleicht besser: „einem unbekanntem Gott“, Ἀγνώστῳ θεῷ. So oder so ähnlich hat es ihn wohl tatsächlich gegeben.

Paulus nimmt das auf. Er deutet es christlich. So als habe Athen schon immer den Christengott verehrt, nur ohne es zu wissen. „Was ihr unwissend verehrt, das verkündige ich euch.“ (V. 22 f.) Es ist der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Es ist der Gott, der die Menschheit erschaffen hat. Es ist der Gott, der den Erdkreis richten wird. Und es ist der Gott, der in Jesus Christus jedermann den Glauben angeboten hat, indem er ihn von den Toten erweckt hat. Es ist der Gott der jüdisch-christlichen Glaubenswelt. Ihn verkündet Paulus den Athenern; er macht ihnen den unbekanntem Gott bekannt.

Nun dürfen wir aber nicht denken, dass Paulus als Außenstehender zu den Griechen kommt und ihnen erklärt, wie die Dinge wirklich liegen. Wir dürfen nicht denken, dass da eine Begegnung unter Antipoden stattfindet: *Der* Hebräer trifft auf *die* Griechen. Oder meinetwegen auf die Sprache bezogen: Das Hebräische trifft auf das Griechische, oder noch tiefer: Hebräisches und griechisches Denken. Und dabei trägt das Hebräische den Sieg davon, denn die Griechen kennen Gott nicht. Wir dürfen nicht denken, dass Paulus aus der hebräisch-jüdischen Tradition den Griechen ihre Probleme löst. Auch wenn Lukas vielleicht stellenweise diesen Eindruck erwecken möchte.

Paulus war nicht weniger Grieche als Dionysios, der am Schluss gläubig wird, und als Damaris und all die anderen, die am Areopag in Athen zuhören. Paulus spricht seine eigene Sprache; Paulus spricht als Grieche zu Griechen, wie er auch an die Gemeinden in Thessaloniki, in Korinth, in Philippi griechisch geschrieben hat. Und vermutlich waren sogar unter seinen Zuhörern solche, die weniger griechisch waren als er selbst. Menschen mit Migrationshintergrund, mit mehrsprachigen Biographien, mit gemischten Bildungsgängen.

Wenn wir so noch einmal auf unseren Predigttext blicken, zeigt sich eine zweite, tiefere Sinnschicht. Die Inschrift da am Areopag ist griechisch gemacht und griechisch gedacht. Da muss man erst einmal drauf kommen: ein Monument, einen Altar zu errichten für einen unbekanntem Gott. Oder, wie es vielleicht in Wirklichkeit eher dort hieß: für die unbekanntem und fremden Götter (Hieronymus, comm. in ep. ad Tit. 1; Ps.-Oikoumenios von Trika, cat. in Act., PG 118,238C). Für die eigenen, für die bekanntem, für die lieb gewordenen und manchmal auch etwas zu strengen Götter – das kann jeder. Aber nun für die fremden und unbekanntem Götter! Wer zuerst auf diese Idee kam, hat das vielleicht aus Aberglaube gemacht. *Just in case, one never knows.* Zu den bekanntem Göttern lieber noch einen Altar hinzufügen, damit sich niemand übergangen und beleidigt fühlt, damit uns nicht womöglich gerade der unbekanntem, fremde Gott seinen Zorn spüren lässt.

Aber es ist doch noch mehr damit. Die ängstliche Suche nach Vollständigkeit ist ja nur das eine. Das andere ist die unausgesetzte Suche nach Gott als solche. Das Bestreben des Menschen Gott zu finden – und zugleich das Bewusstsein, dass Gott sich nicht in der bekanntem Form der Verehrung erschöpft. Dass er sich nie ganz finden, benennen und angemessen verehren lässt. Dass er unbekannt ist und bleibt. Paulus als Grieche unter Griechen weiß das. Er sagt es in seiner Predigt so: Gott hat die Menschen erschaffen, und er hat festgesetzt, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten (V. 27).

Die Gottsuche – und ihre Grenzen: darüber spricht Paulus. Dass Gott mehr ist, als was da in goldenen und silbernen und steinernen Bildern verehrt wird (V. 29): das ist ein griechischer Gedanke der Philosophie. Paulus knüpft daran an. Ja, es geht noch weiter. Dass wir Gott suchen – nicht dass wir Gott haben, sondern dass wir ihn suchen – gerade das macht uns göttlich, es richtet uns aus auf ihn. „Gott ist nicht ferne von uns. In ihm leben, weben und sind

wir.“ (V. 27 f.) Das ist übrigens eine großartige Formulierung, der seltene Fall, wo Luther einen griechischen Gedanken bei der Übersetzung so wiedergegeben hat, dass er noch klarer, noch prägnanter wurde: „In ihm leben, weben und sind wir.“

Und noch weiter: Paulus zitiert einen griechischen Dichter, der gesagt hat: Wir sind seines Geschlechtes (V. 28, Aratos von Soloi), göttlichen Geschlechtes. Die θεϊωσις, die Gottwerdung – das ist bis heute ein kühner Gedanke der griechischen Theologie, dem man in anderen Denkräumen nur zögernd gefolgt ist. Man kann diesen Gedanken überhaupt nur zulassen, wenn man zugleich Gott als den Unbekannten stehen lässt, wenn man ihn ganz Gott sein lässt.

Gott ist weiter weg und näher dran, als wir denken und wohl auch: als die Athener dachten. Das ist das Paradox des Christentums. Gott wird uns ganz nah in Jesus Christus. Und zugleich bleibt er der unbekannte Gott von Athen. Auch Paradox ist griechisch – als Wort und als Gedanke.

Ja, Paulus verkündigt den unbekanntem Gott. Ja, er predigt das Evangelium von Christus, dem Auferstandenen. Aber: Nein, er nennt keine Namen. Er schlägt keine Änderung der Beschriftung vor. Er möchte nicht einen Christus-Altar neben all die anderen stellen. Und nicht einmal an deren Stelle.

Er möchte, dass die Athener sich dessen bewusst werden, was sie da geschrieben haben: dem unbekanntem Gott. Er möchte, dass die Denkbewegung nicht aufhört, die sich da ausdrückt. Dass Gott unbekannt ist, aber dass die Suche nach ihm keine Grenzen kennt, dass sie auch die fremden und unheimlichen Götter mit einschließt. Es ist ein griechischer Gedanke, den Paulus als Grieche unter Griechen da denkt, weiterdenkt, weiterspinnt, den er gleichsam christlich „tauft“.

Was einmal hervorgedacht, hervorgebracht ist, geht weiter, hört nicht auf. Beim Denken gilt das Zahnpastaprinzip. Was aus der Tube raus ist, kommt nicht wieder zurück. Das Bohrende, das Erkenntnis Suchende, die unaufhörliche Suche nach Wahrheit gehört heute zur DNA des Christentums. Alle Fundamentalismen und alle Populismen der Welt können nicht dahinter zurück. Es ist ein griechischer Gedanke.

Liebe Gemeinde, Sie müssen nicht griechisch lernen oder sprechen. Viele von uns können das nicht. Sie können sich auch nicht für die griechische Kultur interessieren oder sogar dagegen sein. Sie können für die Abschaffung

von Griechisch in Münchner Gymnasien eintreten. Oder das Griechische im Theologiestudium in Frage stellen. Aber Sie können dennoch nicht aufhören griechisch zu denken, selbst wenn Sie es wollen.

Was einmal hervorgedacht ist, kann nicht wieder zurück. Man kann Dinge verlernen, das ist wahr. Aber es ist dennoch hinterher nicht wie vorher. Auch wenn Sie's verlernt haben: Sie haben ja einmal Spanisch gekonnt, einmal Autofahren gekonnt, einmal Purzelbaum machen gekonnt. Es wird nie mehr so sein, als hätte es das nicht gegeben. Einem oft zitierten Bonmot zufolge ist Bildung das, was bleibt, wenn man viel gelernt und alles wieder vergessen hat.

Was Paulus den Athenern am Areopag gepredigt hat, bleibt dem Christentum, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es wissen oder nicht: Dass die Menschen Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden können. Dass wir göttlichen Geschlechts sind, weil diese Suche in uns nicht zur Ruhe kommt. Dass wir in ihm leben, weben und sind, manchmal ohne es zu wissen und zu wollen. Und dass Gott allen Menschen den Glauben angeboten hat durch Jesus Christus. Amen.



# Sprachen des Glaubens

## Hebräisch

1. Mose 32,23-32

Prof. Dr. Martin Arneth

14.Nov.2021-Vorletzter So.d.Kirchenjahres

---

Liebe Gemeinde!

Der große und umfassend gebildete Kirchenvater Augustin konnte kein Hebräisch. Das hat ihn, den gelehrten Lateinprofessor, aber nicht davon abgehalten, sich trotzdem grundlegend zur Sache zu äußern. Denn über dem Gekreuzigten hatte Pontius Pilatus ja eine dreisprachige Inschrift anbringen lassen: „Das ist Jesus von Nazareth, der König der Juden“ stand da geschrieben –

auf Latein: *Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum*,

auf Griechisch: *Iesus ho Nazoraíos ho basileús ton Iudaíon*,

und auf Hebräisch: *Jeschúa hanazrí mélech hajehudím*.

Augustin nimmt das zum Anlass, über den Charakter und die Leistungsfähigkeit der drei Weltsprachen nachzusinnen. Latein ist ihm die Sprache der Staatsmacht, Griechisch die Sprache der Philosophie und Hebräisch – die Sprache der Frömmigkeit.

Hebräisch – die optimale Sprache für die Religion. Kommt der wahre Fromme also nicht um das Hebraicum herum? Da meine alljährlichen Hebräischkurse nicht sonderlich überlaufen sind, scheint diese Einsicht zumindest in München nicht sehr verbreitet zu sein. Oder ist München gar eine Stadt der hebraistisch Religionslosen?

Natürlich, in der Spätantike zu Zeiten Augustins dachte man da noch recht eigentümlich. Hatte nicht Gott ganz am Anfang der Schöpfung *gesprochen*? Und waren seine ersten Worte „*Jehí or*“ – „es werde Licht“ nicht definitiv Hebräisch? War das Göttliche somit nicht zuallererst durch die Sprache in der Welt? Und leuchtete das göttliche Licht nicht ausdrücklich durchs

Hebräische? Heißt das nicht: Wort und Sache sind geheimnisvoll, aber allererst verbunden – die Sache im Wort gegenwärtig? Aber derlei Spekulationen sind uns einigermaßen fremd geworden. Heutzutage sind sie allenfalls noch etwas für hartgesottene Mystiker.

„Menschlich muß man die Bibel lesen!“ haben wir vorhin von Johann Gottfried Herder gehört. Und auch Herder – im Gegensatz zu Augustin ein glänzender Hebraist – auch Herder teilt die Einsicht: der alte Hebräer formuliert nicht sonderlich begriffsscharf. Aber dafür eindrucklich und plastisch. Die Literatur des Alten Testaments wartet mit intensiven Vorstellungen auf, die nicht nur unseren Intellekt bedienen, sondern vor allem unsere Stimmungen, Gefühle und Ahnungen. Die Erzählungen und Dichtungen denken nicht, aber sie geben zu denken. Ein eigentümlicher Zugang zur Religion wird so eröffnet. Die Erzählungen und Dichtungen werden besser nicht gedanklich streng rekonstruiert, dann verlieren sie ihre unergründliche Tiefe. Sie werden besser nacherzählt, nacherlebt und miterlebt.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im 1. Buch Mose, der Genesis Kap. 32. Da heißt es erst einmal nicht: „Es werde Licht, und es ward Licht!“ Nein – jetzt legt sich zunächst Finsternis über den Jabbok, den Fluss im Ostjordanland.

<sup>23</sup> *Und Jakob stand auf in der Nacht und nahm seine beiden Frauen und die beiden Mägde und seine elf Söhne und zog an die Furt des Jabbok, <sup>24</sup> nahm sie und führte sie über das Wasser, so dass hinüberkam, was er hatte, <sup>25</sup> und blieb allein zurück. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach.*

<sup>26</sup> *Und als er sah, dass er ihn nicht übermochte, schlug er ihn auf das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk der Hüfte Jakobs wurde über dem Ringen mit ihm verrenkt. <sup>27</sup> Und er sprach: Lass mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber Jakob antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.*

<sup>28</sup> *Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. <sup>29</sup> Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen. <sup>30</sup> Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst.*

<sup>31</sup> *Und Jakob nannte die Stätte Pnuël; denn, sprach er, ich habe Gott von Angesicht gesehen, und doch wurde mein Leben gerettet. <sup>32</sup> Und als er an Pnuël vorüberkam, ging ihm die Sonne auf; und er hinkte an seiner Hüfte.*

Liebe Gemeinde! Eine recht aufwühlende Geschichte, in die der Erzvater Jakob, der Ahnherr der Israeliten völlig überraschend hineinschlittert. Völlig überraschend selbst für einen Mann wie Jakob. Man kann ja nicht gerade behaupten, dass Jakobs Leben bisher schwankungsarm verlaufen wäre. Ein schwieriges Kind war er von Anfang an. „Schon im Mutterleib soll er seinem Zwillingbruder Esau betrogen haben“ – heißt es einmal. Kein Wunder: Beide waren ziemlich verschieden. Esau: kernig, draufgängerisch, ein gestandenes Mannsbild. Jakob: ein verzärteltes Weichei, dafür aber intrigant. Und beide Eltern verstärken das noch, je nach ihren eigenen Vorlieben. Der Vater Isaak schätzt den Draufgänger Esau – die Mutter Rebekka den Stubenhocker Jakob. Als dann die Erbfolge ansteht, kommt es zum richtig großen Knall. Die Mutter und ihr Lieblingslummel Jakob machen das Rennen, gewinnen mit List und Tücke den Erstgeburtssegel und damit das Anrecht auf das Erbe, nutzen dabei eine altersbedingte Behinderung des Vaters gnadenlos aus. Völlig indiskutabel. Jetzt sind die Verhältnisse erst recht zerrüttet, der eigene Bruder wünscht Jakob den Tod – und so unberechenbar wie der ist ... also erst mal lieber Gras über die Affäre wachsen lassen, erst mal untertauchen. Jakob flieht über den Jordan und verkriecht sich bei den lieben Verwandten mütterlicherseits in Jordanien.

Der Onkel Laban, bei dem er sich einnistet, ist allerdings auch nicht von schlechten Eltern, genauso durchtrieben wie Jakob. Und so behakeln sich die beiden mehrere Jahre. Nach einer anfänglichen Formschwäche – da gelingt es Laban doch tatsächlich, den Neffen übers Ohr zu hauen und ihm seine älteste Tochter Lea anzudrehen, obwohl der sich eigentlich in die jüngere Rachel verguckt hat – nach dieser anfänglichen Formschwäche lässt Jakob nichts mehr anbrennen und nimmt seinen Onkel aus wie eine fette Weihnachtsgans. Nach außen hin sieht alles aus wie die Erfüllung des großen ost-jordanischen Traums vom landfremden Flüchtling zum arrivierten Kleinvieherdenbesitzer. Aber hinter den Kulissen: da ist und bleibt es unappetitlich. Also lieber wieder weg, auf und davon – die Flucht wird so langsam zu einem ausgeprägten Verhaltensmuster.

Aber wer ständig vor den zumindest mitverschuldeten Schwierigkeiten davonläuft, der hat bald keinen Ort mehr, an dem nicht irgendeine Leiche im Keller vergraben liegt. Und so ist da immer noch die offene Rechnung mit dem Bruder Esau. Da hat sich in all den Jahren nichts getan, die Wunde schwärt – eitert übel vor sich hin. Und so beschleichen die Ereignisse von

damals Jakobs Gemüt, als er sich nach so vielen Jahren wieder auf den Weg in die Heimat macht. „Ob wirklich Gras über die Sache gewachsen ist?“ Und je näher er der Heimat kommt, desto mehr wird das ungute Gefühl zur Ungewissheit und Angst. Angst, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen lässt, die seinen schwer erkämpften Schlaf unruhig werden lässt, die ihn hochschrecken lässt. Aber sobald er wach ist, fühlt er sofort wieder die bleierne Schwere, die auf ihm lastet. Deswegen macht er sich sogar noch einmal in der Nacht auf, mit der ganzen Familie und dem ganzen Besitz, den er angehäuft hat. Kein leichtes Unterfangen: im Stockdunkeln, vielleicht bei etwas Mondlicht, und dann noch eine Flussüberquerung! Aber wer so von Angst und Ungewissheit getrieben wird, hat anscheinend überhaupt kein Gefühl mehr für sich und seine Mitmenschen, für die eigene Familie, die ihm anvertraut ist. Die Gefahr, das Risiko, sie schaffen dann wenigstens etwas Luft, etwas Entlastung. Der Kick als letzter Strohalm und flüchtiges Heilmittel. Bloß nicht an einem Ort stehenbleiben. Denn wer ständig unterwegs ist, mag es tatsächlich als Glück empfinden, sich über ein konkretes Ziel keine Gedanken mehr machen zu müssen. Aber dann ist Jakob doch wieder alleine im Dunkel der Nacht an den Fluten des Jabbok, an dem Fluss, der auch nimmermüde und schier unerschöpflich dahinfließt, der seinem eigenen Lebensstrom bis zum Klang der Worte gleicht: Jakob am Jabbok.

Aber jetzt geht der Kampf auf einmal erst richtig los. Ein überraschender, ungewohnter Kampf. Ein Kampf, dem Jakob nicht mehr mit List und Tücke begegnen kann. Ein Kampf, nicht mehr nur in seinem ruhe- und rastlosen Inneren – nein, plastisch und drastisch. Dem Jakob, der es so meisterhaft beherrscht, andere übers Ohr zu hauen – dem schlägt ein *Unbekannter* aus heiterem Himmel direkt ins Gesicht. *Zwei* lichtscheue Gesellen haben sich da in der Nacht getroffen, ringen miteinander – im Hebräischen heißt es „*abáq*“, ein Verb, das nur hier vorkommt und vom Klang an Jakob und Jabbok gemahnt.

Lange wogt der Kampf hin und her. Keiner kann den anderen bezwingen. Zwar ist Jakob, der Jabbokskämpfer angeschlagen – seine Hüfte hat ordentlich was abbekommen. Aber Jakob ist wie von Sinnen, er hält durch, ja er hält durch. Immer nur weiter, immer nur weiter, nicht nachlassen, bloß nicht nachlassen. Der Morgen graut, wird zur Morgenröte – und da geschieht es ganz überraschend: der Angreifer gibt den Kampf auf und verlegt sich aufs

Winseln: „Lass mich ziehen, denn die Morgenröte ist aufgegangen“! Merkwürdig, merkwürdig. Irgendwie verträgt dieses lichtscheue Wesen anscheinend die Sonne nicht so gut. Und sobald Jakob die Schwäche seines Gegners erkennt, da ist er wieder voll in seinem Element. Eine günstige Gelegenheit hat er noch nie verstreichen lassen, und jetzt ist sie unverhofft da – und da packt er ihn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“!

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“: das sagt er nicht demütig und fromm und gottergeben, so, wie es Johann Sebastian Bach vertont hat – nein: im Triumphgeheul brüllt er seinen Gegner an. Er wird ihm den Segen abpressen, genauso wie er damals den Segen seines Vaters Isaak erschlichen hatte und der daran hinterher auch nichts mehr ändern konnte. Der Segen – jawohl der Segen ist der Beweis seiner Übermacht, seines Sieges – und der Unterlegenheit seines Gegners.

Ein Segen als Siegesprämie. Eine merkwürdige Vorstellung vom Segen. Jakob will den Segen, weil er meint, dass er einen Anspruch darauf habe. Immerhin: er hat wieder einen Kampf gewonnen auf der ungeheuren Reise seines Lebens – und doch ist's diesmal merkwürdig anders. Wir dürfen uns da nicht von dem gerade aufgehenden Morgenlicht blenden lassen. Ein Segen, der zu unseren Bedingungen gesprochen wird, das ist kein Segen. Das ist nur eine Verlängerung und Legitimation der eigenen Wünsche und Vorstellungen, und ein solcher Segen kehrt sich schnell zum Fluch. Warum? Weil er uns gar nicht Abstand gewinnen lässt von den Zwängen, die unsere Wünsche eben auch auf uns ausüben. Weil unsere Wünsche sich eben nie wirklich erfüllen, weil sie dauernd ihren Reiz verlieren, sobald wir unserem Wunschziel auch nur nahekommen – und sich dann neue Ziele auftun. Und weil wir gar nicht die Herren unserer Wünsche sind. Sie bemächtigen sich einfach unseres Lebens und machen uns unfrei. Ein solcher Wunsch-und-Triumph-Segen lässt uns nicht Abstand gewinnen *zu uns selbst*.

Aber diesmal setzt sich Jakob, der Jabbokskämpfer nicht einfach durch. Auf einmal ist das ganze Tempo raus aus Jakobs ungeheuerlicher Lebensreise. Der hektische Kampf, der Druck, den der anbrechende Morgen erzeugt hat. Vorbei. Auf einmal vorbei. Durch eine einfache, schlichte Frage: „*Wie ist dein Name? – wie heißt du? Wer bist du?*“ – und dann wird ihm einfach nur der Spiegel vorgehalten: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen.“

„Mit Gott gekämpft?“ – fragt er sich. „Mit einem Gott, der verloren hat. Ist Gott nicht der, der hinter der ganzen rastlosen Ungeheuerlichkeit meines Lebensstroms steht? Der mich von Kampf zu Kampf treibt?“ Und so steht in dem Moment, in dem er dachte, er hätte wieder *einen* Kampf gewonnen, wie er schon so viele gewonnen hatte, nur um sich gleich wieder in den nächsten zu stürzen – in diesem Moment steht auf einmal sein gesamtes Leben in seiner *Ungeheuerlichkeit* vor ihm. Gott hat den Kampf, hat seinen Kampf abgebrochen.

Und damit endet auch Jakobs Triumph. Ein wirkliches Gegenüber scheint da auf: Gott von Angesicht zu Angesicht. Nicht nur einer, der wieder einmal aus dem Weg geräumt werden muss, weil er nicht den eignen Interessen dient, nicht bloß Mittel zum Zweck ist. „Wie heißt du?“ fragt jetzt auch Jakob, tief verunsichert und erschüttert, und zum ersten Mal in seinem Leben nimmt er einen anderen wahr – und erhält keine Antwort, denn sein Gegenüber bleibt das den menschlichen Sinn verzehrende Geheimnis. Aber bekommt den *Segen*.

Und da ging für Jakob die Sonne auf. „Es werde Licht und es ward Licht.“ Erledigt *und* erlöst bleibt er zurück. Seine Hüfte wird ihn zeitlebens daran erinnern, was am Jabbok wirklich geschah.

*Johann Gottfried Herder, Briefe, das Studium der Theologie betreffend.*

„Es bleibt dabey, mein Lieber, das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buchs ist menschlich. ... Menschlich muß man die Bibel lesen: denn sie ist ein Buch durch Menschen und für Menschen geschrieben: menschlich ist die Sprache, menschlich die äußeren Hülfsmittel, mit denen sie geschrieben und aufbehalten ist; menschlich endlich ist ja der Sinn, mit dem sie gefaßt werden kann ... Sie können also sicher glauben, je humaner (im besten Sinne des Worts) Sie das Wort Gottes lesen, desto näher kommen Sie dem Zweck seines Urhebers, der Menschen zu seinem Bilde schuf, und in allen Werken und Wohltaten, wo er sich uns als Gott zeigt, für uns menschlich handelt.“

(Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke Bd. X, Hildesheim 1967, 7).

„... in der alten, planen, ländlichpoetischen, unphilosophischen, Abstraktionslosen Sprache der Ebräer lesen wir das Alte Testament; aus diesem Gesichtspunkt, auch was den Geist des Inhalts betrifft, lassen Sie sich nicht treiben. Werden Sie mit Hirten ein Hirt, mit einem Volk des Ackerbaues ein Landmann, mit uralten Morgenländern ein Morgenländer, wenn Sie diese Schriften in der Luft ihres Ursprungs genießen wollen ...“ (a.a.O., 14)

# Sprachen des Glaubens

**Bayrisch**

Matthäus 21,1-11

Prof. Dr. Jörg Lauster

5. Dezember 2021 - 2. Sonntag im Advent

---

*Als sie nun in die Nähe von Jerusalem kamen, nach Betfage an den Ölberg, sandte Jesus zwei Jünger voraus und sprach zu ihnen: Geht hin in das Dorf, das vor euch liegt. Und sogleich werdet ihr eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; bindet sie los und führt sie zu mir! Und wenn euch jemand etwas sagen wird, so sprecht: Der Herr bedarf ihrer. Sogleich wird er sie euch überlassen. Das geschah aber, auf dass erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht (Sacharja 9,9): »Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lasttiers.« Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf, und er setzte sich darauf. Aber eine sehr große Menge breitete ihre Kleider auf den Weg; andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das ihm voranging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Und als er in Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt und sprach: Wer ist der? Das Volk aber sprach: Das ist der Prophet Jesus aus Nazareth in Galiläa.*

Es ist der Zungenschlag, der manchmal den Unterschied macht. Muttersprachler erkennen aneinander meist sehr schnell, wo jemand herkommt. Ein „Griab di“ oder „Servus“ ist auf vielen Wegen ein intrabajuwarisches Erkennungszeichen, das Vertrautheit schafft. Wenn hingegen – was in einer Stadt wie München jeden Tag passiert – beim Bäcker ein Südwestfale „Guten Tach“ sagt und eine Nordniedersächsinn „fünf Brötchen“ bestellt, dann weht



auf einen Schlag die ganze arktische Kälte der norddeutschen Tiefebene durch den Laden. Nicht nur Sprache an sich, sondern wie wir sie aussprechen, erzeugt Wärme und Verbundenheit. In der selbsternannten Hochkultur an der Universität ist Dialekt natürlich verpönt, im Alltag habe ich viele Male erlebt, wie der Wechsel ins Bayrische manche Tür öffnet. Dafür gibt es viele Gründe. Vielleicht sind wir ja doch nur Stammeswesen, die alles außerhalb ihrer eigenen Welt ängstlich beäugen.

In einem evangelischen Gottesdienst in München muss ich davon ausgehen, dass nur wenige Bayern hier sitzen. Zu Ihrer Beruhigung: Es kommt nun keine Eloge des Bajuwarantums mit eingebauter Beschimpfung aller „Zuagroasten“. Da ich in Bayern aufgewachsen bin, kenne ich die andere Seite auch. Gerade dieser Tage wurden wir schmerzlich an dieses Andere des bayrischen Gemüts erinnert, an Menschen, die zu stur sind, um sich impfen zu lassen. Das vielfach beschworene „Mia san mia“ kann manchmal auch ein Getöse sein, mit dem man den eigenen Minderwertigkeitskomplex zu überpoltern versucht. Auch als Südwestfale oder Nordniedersächsin können Sie sich entspannt zurücklehnen. Auch wenn Sie beim Bäcker alles falsch machen, was man nur falsch machen kann, was wäre diese Stadt, was wäre dieses Land ohne all die Menschen, die aus allen Enden der Welt hierhergekommen sind?

Wenn wir heute nachdenken über „Bayrisch“ als eine Sprache des Glaubens, dann ist mit Bayrisch nichts anderes als ein Platzhalter gemeint, der für die Sprache unserer Heimat steht. Dafür kann man auch jede andere Sprache eintragen. Jeder und jede von uns hat einen Sound, einen Klang in den Ohren, meistens ist es doch der aus den Kindertagen, bei dem wir uns heimisch fühlen. Es ist dann ganz egal, ob es Bayrisch, Fränkisch, Schwäbisch, Badisch, Hessisch oder sogar Sächsisch ist. Was wir glauben und was uns durch das Leben trägt, ist – und allein darum geht es – an eine Sprache gebunden, an Klänge, an Stimmen, an Menschen, die uns vertraut sind, die uns Sicherheit geben, die uns prägen. Wir gehen in unserem Leben nicht nur irgendwo hin, wir kommen auch irgendwo her. Das können wir nicht ändern, und darum ist es wohl ratsam, mit unserer Herkunft Frieden zu schließen. Wo immer wir hingehen, wir nehmen uns immer selbst mit. Das kann Halt geben, es kann aber auch belastend sein. Immerhin, zu wissen, dass wir unsere eigene Geschichte überall hin mitnehmen, erspart manche falsche Flucht und unnötige Illusion.

Advent und dann vor allem natürlich Weihnachten sind naturgemäß mit unserer sozialen Herkunft verknüpft. Es gilt als statistisch erwiesen, dass Menschen in diesen Tagen besonders oft an ihre Kindheit denken. Das liegt an der – wie es wissenschaftlich heißt – intensivierten Ritualverdichtung der Vorweihnachtszeit. Auf Deutsch: Nahezu jede und jeder von uns hat am Nikolaustag seine Stiefel rausgestellt oder tut es noch immer, einfältige Gemüter wie ich haben mindestens dreißig Jahre in der Nikolausnacht sehnsuchtsvoll in den Himmel geblickt, ob wir ihn nicht doch mit seinem Schlitten durch die Wolken fahren sehen. Wir alle kennen Adventsfeiern, Weihnachtsmärkte, Weihnachtsfeiern, und, immerhin das mag ein kleiner Funken Hoffnung sein: trotz des nun zweiten Jahres, so lange kann Corona gar nicht dauern, dass wir vergessen könnten, was wir an der Adventszeit haben. Sicher, in der gewöhnlich umtriebigen Adventszeit ist auch viel Trubel dabei. Aber im Alter wird man milder, man kann dies alles auch als einen Versuch verstehen, Licht in die dunkelsten Tage des Jahres zu bringen.

Für die Sprache unseres eigenen Glaubens ist die Adventszeit wichtig. Manche fühlen sich dort zuhause, wo sie herkommen, andere sind weitergegangen und haben woanders ihre Heimat gefunden, wieder andere mussten mit ihrer Herkunft brechen, haben aber dann woanders ihr Heimat gefunden, andere suchen zeit ihres Lebens nach ihrer Heimat. Advent schenkt jedoch eine Heimat für alle, eine Heimat ohne Häuser und Landschaft, sondern eine Heimat für Seele und Herz.

Wir feiern im Advent die Ankunft Gottes in der Welt, Advent ist die festliche Vorbereitung darauf. Davon erzählt das Adventsevangelium schlechthin, der Einzug Jesu in Jerusalem. Es erzählt von der freudigen Erwartung, der Vorbereitung und dem Einzug des Heilandes in die Welt. „Macht hoch die Tür“ ist unser bekanntestes Adventslied. Auch es erzählt von dem Einzug Gottes in diese Welt. Das häufigste Wort in dem Lied ist Freude, die Freude darüber, dass das Göttliche als Gnade und universale Freundlichkeit Einzug in diese Welt hält. Der Advent war und ist zu allen Zeiten die Lieblingszeit der Mystiker. Meister Eckhart machte die Gottesgeburt in der Seele der Menschen zum Programm. Für Christinnen und Christen sollte immer Advent sein.

Advent, das ist die Heimat unseres Glaubens und unserer Rolle in dieser Welt. Viele von uns haben als Kinder das Gedicht auswendig gelernt:

*Von drauß, vom Walde komm ich her,  
ich muss euch sagen es weihnachtet sehr.  
Allüberall auf den Tannenspitzen  
Sah ich goldene Lichtlein sitzen*

Diese einfachen, fast süßlichen Bilder der Kindertage sind freundliche Begleiter, die mit uns mitwachsen. Es gibt sie, diese Lichter, sie blitzen auf in dem dunklen Wald unserer Welt.

Advent heißt: Sich nicht unterkriegen lassen von der Finsternis in dieser Welt. Macht hoch die Tür heißt: Das Herz und die Sinne zu öffnen für die Freundlichkeit und Güte, die diese Welt trotz allem trägt. Es kommt der Herr der Herrlichkeit: Es gibt eine Güte und eine Barmherzigkeit in der Welt, für die es sich allen Widerständen zum Trotz zu leben lohnt. Advent, das ist die Sprache unseres Glaubens, in der wir zuhause sind. Advent ist Heimat. Amen.

# Sprachen des Glaubens

## Lateinisch

Lukas 1,26-38

Prof. Dr. Marc-Aeilko Aris

19. Dezember 2021 - 4. Advent

---

*Und im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Mann mit Namen Josef vom Hause David; und die Jungfrau hieß Maria. Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Sei begrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir! Sie aber erschrak über die Rede und dachte: Welch ein Gruß ist das? Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben. Der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben. Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Manne weiß? Der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt werden. Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn, in ihrem Alter, und ist jetzt im sechsten Monat, sie, von der man sagt, dass sie unfruchtbar sei. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich. Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.*

„Und der Engel schied von ihr“ – liebe Schwestern und Brüder; wörtlich ἀπῆλθεν – er ging einfach weg – und nach dem Zeugnis der Evangelien kam nie wieder ein Engel zu ihr; nie wieder ein Bote Gottes und auch sonst keiner, der sie begrüßt hätte χαῖρε, ave: sei begrüßt.

Dabei hatte der Engel, der zu Maria hereinkam, nur den Gruß verwendet, der im ersten Jahrhundert unter den griechisch sprechenden Bewohnern Palästinas üblich war, wenn sie einander begegneten. Und genau so hatte das Hieronymus verstanden und alle, die vor ihm den Text ins Lateinische übersetzt hatten. Darum hatten sie im Lateinischen den Engel Maria mit ‚Ave‘ grüßen lassen, wie alle anderen es zu dieser Zeit ja auch zu tun pflegten. Dennoch, als sie der Engel verlassen hatte, wurde sie, wenigstens im Neuen Testament, nicht erneut so begrüßt.

Gleichwohl hat es nicht an denen gefehlt, die sie in den folgenden Jahrhunderten so begrüßten ‚Ave Maria‘ wieder, wieder und immer wieder: Das sind die, welche – wie Luther sagt – „das Ave Maria ymer ym maul haben“ (WA 10/2, 409). Was sie ‚im Maul haben‘, haben sie zusammengestellt aus den ins Lateinische übersetzten biblischen Texten, aus den Worten des Engels und aus den Worten Elisabets, und so wiederholen sie es – eins ums andere Mal und grüßen die Gottesmutter. Sie grüßen sie in lateinischer Sprache, die die Gottesmutter so wenig beherrschte wie sie selbst, die sie den Gruß im Munde führen. Da das Ave Maria mit dem Pater Noster und dem Credo zu den Grundgebeten der Christen gehörte, blieb ihnen nichts anderes übrig als so zu verfahren. Nur so würde das, was sie sagten, besser aufsagen, die erhofften Gnadenfrüchte bringen, die Ablässe, die mit der Rezitation dieser Worte verbunden waren.

Begonnen hatte das in der lateinischsprachigen Welt im 7./8. Jahrhundert, aber erst im 10. Jahrhundert wird das Ave Maria zum Bestandteil regelmäßiger Gebetsübungen und kann dann in Verbindung mit dem Pater Noster und, wenn es 150 mal gebetet wird, die Rezitation der 150 Psalmen ersetzen. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts sind in Synodentexten erstmals Mahnungen belegt, jeder Christenmensch müsse neben Pater Noster und Credo auch das Ave Maria auswendig beherrschen. Der Siegeszug des lateinischen Gebetes hatte begonnen.

Aber wer auch immer sich seit dem 7./8. Jahrhundert anschickt, das Ave Maria ‚ym Maul zu haben‘, betet, wenn er es mit diesen Worten tut, in einer Sprache, die nicht seine oder ihre Muttersprache ist. Keine Amme hatte sie gelehrt, in dieser Sprache zu beten, sondern der Pfarrer, der oft selbst nur unvollkommen des Lateinischen mächtig war. Es war eine fremde, geliebene Sprache, in der sie beteten, so wie die Worte selbst geliebene Worte waren.

Geliehen von dem Engel, der zuerst Maria so angesprochen hatte, wie sie es jetzt taten, da der Engel fortgegangen war.

Im Gottesdienst mit einer geliehenen Identität die Stimme zu erheben, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Wer in der Sprache Martin Luthers, die nicht mehr die seine oder ihre ist, Psalmen betet oder der Heiden Heiland anfleht, zu kommen, betet mit geliehener Identität. Er oder sie ist sich dessen vielleicht nicht bewusst, aber er oder sie singt ein Lied davon. Und wer mit Ambrosius von Mailand lateinische Hymnen anstimmt, tut nichts Anderes. Die fremde Sprache stellt die Worte zur Verfügung, die für den gemeinsamen Vollzug des Gebetes fehlen mögen. Mit geliehener Identität werden Menschen sprachmächtiger und sprachfähiger als sie sind. Sie kompensieren einen Defekt, der die Sprache für den Umgang mit dem Göttlichen kompromittiert.

Dass sich das tatsächlich so verhält, kann durch einen Blick in die Evangelien deutlich werden. Außer dem Engel sind es nur wenige, die den Gruß χαῖρε, ave verwenden. Nach dem Engel ist es Judas, der als erster so spricht: χαῖρε, ῥαββί; Ave Rabbi; begrüßet seist du Rabbi καὶ κατεφίλησεν αὐτόν und (wörtlich) er küsste ihn nieder (Mt 26,49). Und nach Judas sind es die römischen Soldaten, die dem Dornengekrönten im Purpurmantel huldigen: χαῖρε, βασιλεῦ τῶν Ἰουδαίων; ave rex Iudaeorum; Sei begrüßt, der Juden König. Der eine wie die anderen missbrauchen den Gruß des Engels, der eine verrät, die anderen verspotten. Wer das Ave im Maul hat, gerät in die Gefahr, den Gruß zu missbrauchen. Nur die Sprache der Engel ist vor dergleichen Gefahr gefeit.

Wer Ave Maria sagt, leiht sich die Identität des Engels, um der Gefahr zu entgehen, die Sprache zu missbrauchen. Das wussten die Christen zu schätzen. Darum kann Martin Luther das Ave Maria in der zu seiner Zeit üblichen, kürzeren Form durchaus würdigen: „Darumb lautts auch das Ave Maria also, das es alle ding Gott gibt. ‚Gegrusset seystu Maria, voll gnaden, der herr ist mir dyr, gebenedeyt bistu untern den weyben und gebenedeyt ist die frucht deynes leybs, Jhesus Chrisuts. Amen‘ Da siehstu das hyrynn keynn gepett, sondern eytell lob unnd ehre [gotis] begriffen ist“ (WA 10/2, 408).

Wer Ave Maria sagt, leiht sich die Identität des Engels, um in einer Sprache, der lateinischen, zu beten, die vor Missbrauch gefeit ist. Das Lateinische als Sprache des Glaubens erscheint damit als der Versuch, fragile Menschen in die Feier einer himmlischen, von den Engeln gefeierten Liturgie zu integrie-

ren; als der Versuch, ihnen eine Sprache zu geben, mit der sie über die Gefährdungen und Abgründe ihres Umgangs mit der Sprache erhoben werden. Jedoch: der letzte Satz des Evangeliums hallt stärker nach als des Engels Gruß: ‚der Engel schied von ihr‘ – er ging einfach weg.

Schon der zu Luthers Zeit geläufige und 1568 von Papst Pius V. dekretierte Zusatz zum Ave Maria, ‚ora pro nobis peccatoribus etc.‘ (Bitte für uns Sünder) musste Luther als Missbrauch des englischen Grußes erscheinen. Der Engel ging einfach weg...

Weitere Missbräuche schlossen sich an: die lateinische Liturgie als Medium, konfessionelle Differenzen zu inszenieren; die lateinische Liturgie als Instrument kolonialistischer Dominanz; die lateinische Liturgie als Spielfeld, Machtkonflikte auszutragen; die lateinische Liturgie als Versuch, einen längst geschwundenen Gottesbezug zu ästhetisieren und ins Unverbindliche zu distanzieren.

„Der Engel schied von ihr“. Was bleibt, ist die Unsicherheit, in welcher Sprache, mit welcher Identität sich beten lasse, wenn der Engel gegangen ist. Diese Unsicherheit zu akzeptieren, könnte für Christinnen und Christen ein erster Schritt sein, die verlorene Glaubwürdigkeit ihres gespaltenen Bekenntnisses zurückzugewinnen. Amen.

# Sprachen des Glaubens

## Lyrik

Jes 43,1-7; Ps 19,1-7 u. Joh 18 in Auszügen

Prof. Dr. Christian Albrecht

16. Januar 2022 - 2. So. nach Epiphania

---

Liebe Gemeinde!

Texte können Heimat sein. Man kann sich in ihnen zuhause fühlen, geborgen und an den rechten Ort gewiesen. Texte können so vertraut sein, so oft gehört oder gelesen, so oft genutzt, dass sie Heimat geben. Biblische Texte können das sein, aber auch Gedichte. Psalm 23 zum Beispiel: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, aber auch Eichendorff zum Beispiel: „Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus; flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.“ Das sind Texte, in denen wir zuhause sind, bei uns selbst. Wenn wir uns in kritischen oder traurigen Momenten unseres Lebens zu verlieren drohen und dann diese Texte hören oder sprechen, dann sind wir wieder zurechtgerückt, wieder auf die Spur gesetzt, dann werden wir wieder die, die wir sind, im großen Kontinuum unseres Lebens.

Nicht alle, aber manche solcher heimatgebenden Texte in der Bibel oder in modernen Gedichten sprechen selbst davon, wie der Mensch, der sich zu verlieren droht, zu dem wird, der er ist. Sie sprechen davon, wie ein Mensch sich selbst findet. Wir hören zwei solcher Texte, die davon sprechen: Jes 43,1-7 und ein Gedicht des schwedischen Dichters Tomas Tranströmer. Beide Texte haben das gleiche Thema: Der Name macht den Menschen zu dem, der er ist, und erlöst ihn aus der Angst, ein Nichts zu sein.

Jesaja 43, 1-7:

*1 Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! 2 Wenn du durch Wasser gehst,*



*will ich bei dir sein, und wenn du durch Ströme gehst, sollen sie dich nicht ersäufen. Wenn du ins Feuer gehst, wirst du nicht brennen, und die Flamme wird dich nicht versengen. 3 Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland. Ich gebe Ägypten für dich als Lösegeld, Kusch und Seba an deiner statt. 4 Weil du teuer bist in meinen Augen und herrlich und weil ich dich lieb habe, gebe ich Menschen an deiner statt und Völker für dein Leben. 5 So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir. Ich will vom Osten deine Kinder bringen und dich vom Westen her sammeln, 6 ich will sagen zum Norden: Gib her!, und zum Süden: Halte nicht zurück! Bring her meine Söhne von ferne und meine Töchter vom Ende der Erde, 7 alle, die mit meinem Namen genannt sind, die ich zu meiner Ehre geschaffen und zubereitet und gemacht habe.*

Tomas Tranströmer (1931-2015): Der Name

*Ich werde schläfrig während der Autofahrt und fahre unter die Bäume neben der Strasse. Rolle mich auf dem Rücksitz zusammen und schlafe. Wie lange? Stunden. Das Dunkel ist schon eingefallen.*

*Plötzlich bin ich wach und erkenne mich nicht wieder. Hellwach, aber das hilft nicht. Wo bin ich? WER bin ich? Ich bin etwas, das auf einem Rücksitz erwacht, in Panik umhertobt wie eine Katze in einem Sack. Wer?*

*Endlich kehrt mein Leben wieder. Mein Name kommt wie ein Engel. Ausserhalb der Mauern ertönt ein Trompetensignal (wie in der Leonorenouvertüre), und die rettenden Schritte kommen rasch rasch die viel zu lange Treppe herunter. Das bin ich! Das bin ich!*

*Aber unmöglich, die fünfzehn Sekunden Kampf in der Hölle des Vergessens zu vergessen, ein paar Meter von der Landstrasse entfernt, wo der Verkehr mit angeschalteten Lichtern vorbeigleitet.*

Liebe Gemeinde, beide Texte haben das gleiche Thema. Der Name macht den Menschen zu dem, der er ist, und erlöst ihn aus der Angst, ein Nichts zu sein. Beide Texte *sprechen* davon. Aber beide Texte *bewirken* das auch: wenn wir sie hören, machen sie uns zu denen, die wir sind. Besonders für den Jesaja-Text gilt das, der so oft rezitiert wird dort, wo Tod und Trauer das Leben erschüttern. Hören wir ihn dann, dann sind wir selbst wieder etwas aufgebauter, dann erlöst uns der Text aus der Angst und gibt uns etwas Sicherheit zurück.

Wie macht dieser Text das? Wie erreicht er das mit den wenigen, knappen Worten? Es ist eine „unspezifische Genauigkeit“ (Hilde Domin), in der die Worte aus dem Jesajabuch sprechen. Man versteht sofort genau, was gemeint ist: So und nur so wird ein Mensch zum Ich. Man versteht sofort, was gemeint ist, wegen dieser präzisen und exakten, aber völlig unspezifischen Sprache. Es ist eine Sprache, der alles Technische und alles Szientifische fehlt. Fürchte dich nicht, du bist mein. Es ist eine Sprache, der alles durch große Ideen Aufgeladene fehlt, bloß dies: fürchte dich nicht, du bist mein. Es ist eine Sprache, die völlig unspezifisch daherkommt: fürchte dich nicht, du bist mein, und die dabei aber ganz akkurat ist. Man sieht, man fühlt ganz präzis, was gemeint ist und wird in die Tiefenschichten der eigenen Geborgenheitssehnsucht geführt: fürchte dich nicht, du bist mein.

Ähnlich ist es in dem Gedicht von Tomas Tranströmer. Der Dichter beschreibt in einer völlig unpräntiösen Sprache, was jeder aus dem eigenen Erleben kennt: wie man aus der Tiefe des Schlafes aufgeschreckt wird, unsortiert ist, für Sekunden orientierungslos, zwischen Trug und Realität nicht unterscheiden kann. In diesem Fall hat der Zustand genau 15 Sekunden gedauert, eine kleine Ewigkeit in der Hölle des Vergessens, in der Hölle der verinnerlichten Bewusstlosigkeit. Sie endet erst, als der Name zurückkehrt, und mit dem Namen kehrt das Leben wieder. Der Name kehrt zurück wie eine Erlösung und sie gewährt dem Orientierungslosen die Gnade, wieder zu wissen, wer er ist, ein Ich zu sein. Dieses Auftauchen aus dem Traum-Wach-Zustand, es wird beschrieben in einer fast alltäglichen Sprache, in der viel mehr gemeint ist und mitschwingt, viel mehr an emotionalem Zustand aufgerufen wird als auf der Textoberfläche sichtbar ist, in unspezifischer Genauigkeit eben.

Lyrik ist, das sieht man hier, die genuine Sprache der Religion. Man könnte zum Beispiel an biblische Texte denken, an den Psalter oder an das Moselied, das Mirjamlied oder das Magnificat der Maria, das Benedictus des Zacharias oder das Nunc dimittis des Simeon. Man könnte vielleicht auch an die kirchennahe Gedichtproduktion der Gegenwart denken, wengleich man da bisweilen den Eindruck nicht los wird, dass sie kaum Überraschungsmomente enthält, sondern den Hörern nur all das vor Augen führt, woran sie sowieso schon fest glauben (Charles Simic). Man könnte aber vor allem eben auch an moderne Lyrik denken, die von Haus aus gar nicht religiös sein will und doch

religiös funktioniert. Sie funktioniert religiös, weil sie in ihrer Sprache den Menschen schafft als den, der er ist.

Lyrik leistet das nicht wegen ihrer Gegenstände oder ihrer Themen. Sie leistet es, weil ihre Sprache den Regeln unserer üblichen standardsprachlichen Verständigung entnommen ist, genau wie religiöse Texte, wie biblische Texte. Sie leistet es, weil sie einen Sprachraum öffnet, der grammatische und alltagsrationale Regelwidrigkeiten zulässt, Unverständliches und Widersprüchliches erlaubt, weil sie bildliche und assoziative Rede pflegt. Lyrik als Sprache der Religion ist ungenau, aber sie ist zugleich sehr exakt. Sie ist unverständlich, aber man versteht sehr genau, was gemeint ist.

Hören wir Johannes Kühns Gedicht „Der Himmel“ und dann Psalm 19,1–7.

Johannes Kühn (\*1934): Der Himmel

*Auf dem Rücken liegend  
ist das blaue Firmament über dir  
der Sieg der himmlischen Macht,  
dass du als Geschlagener daliegst  
und die Augen schliesst.  
Es bewegen sich aus den Seiten  
die Wolkenfahrten  
und Winde,  
die in kein Segel gehn.  
Lass sie dir von niemand erzählen,  
öffne wieder die Augen,  
dass du auf dem Rücken liegend  
auch besiegt bist  
vom Blau des Firmaments,  
in dem Wolken fliegen  
und Winde.*

Psalm 19,1–7

*2 Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.*

*3 Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern,*

*4 ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme.*

*5 Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihr Reden bis an die Enden der Welt.*

*Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht; / 6 sie geht heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen die Bahn.*

*7 Sie geht auf an einem Ende des Himmels / und läuft um bis wieder an sein Ende, und nichts bleibt vor ihrer Glut verborgen.*

Vernünftig im strengen Sinne ist das nicht, das Gedicht nicht und der Psalm auch nicht. Aber es erschließt sich sofort und sehr präzise die Stimmung, die hier transportiert ist, und die ist sehr real. Es ist – in beiden Texten – die Stimmung eines Menschen, der sich heiter geschlagen gibt gegenüber all dem, was größer und weiter ist als er selbst. Weder leitet ihn der Protest noch die Resignation. Es ist ihm gegeben, sich in den Zusammenhang der Unendlichkeit einzufügen, sich selbst hinzunehmen als einen, der begrenzt ist im Unbegrenzten, endlich ist im Unendlichen.

Die lyrische Sprache schafft diese Stimmung nicht von allein. Sie setzt auf die Mitwirkung des Hörers, der Hörerin. Sie liefert uns einen Haufen von Bildern, von unklaren und teils auch zerbrochenen Bildern: Den Himmel; Winde, die in kein Segel gehen; das Zelt am Himmel, den Athleten vor dem Wettkampf, das Liegen auf dem Rücken im Freien. Die lyrische Sprache setzt darauf, dass der Hörer oder die Leserin sich Zeit nehmen, sich vertiefen und sich die Bilder selbst zusammensetzen, jeder und jede für sich, immer wieder neu, zu Stimmungen und Atmosphären, die exakt und evident sind. Die lyrische Sprache beansprucht den Menschen als Kooperator; sie beansprucht ihn als den, der sich selbst mit Hilfe der lyrischen Sprache entdeckt als der, der er ist, der er war und der er sein wird.

Es ist diese lyrische Sprache eine Sprache, die noch keiner Lehre und keiner Orthodoxie verpflichtet ist, auch noch keiner Kirche und keinem gemeinschaftlichen Bekenntnis. Es ist eine Sprache, die ganz an den Einzelnen gerichtet ist – an den Einzelnen, der zu verweilen vermag. Es ist eine Sprache, die sich ihren Hörer, ihre Leserin schafft als einen Menschen, der sich selbst zu verstehen versucht als den, der er ist. Religion und Lyrik sind verwandte Weisen, den Menschen anzusprechen in seiner Erfahrung, in der Welt aus der Welt zu sein. In ihren Worten übersteigen Religion und Lyrik die Welt des Gegebenen und greifen nach einer Überwelt (Johann Hinrich Claussen).

Religion und Lyrik sind notwendig weltfremd, mitten in der Welt. Sie sprechen von einer Wirklichkeit, die nicht objektive Wirklichkeit ist, sondern gefühlte Wirklichkeit. Sie sprechen Menschen *an*, die in der Welt aus der Welt sind. Und manchmal sprechen sie auch *von* Menschen, die in der Welt aus der Welt sind.

So in zwei Texten, die wir zum Schluss hören: Johannes 18 in Auszügen und ein Gedicht des französischen Dichters René Char: Warum der Tag dahinfliegt.

Johannes 18 (in Auszügen):

*33 Pilatus rief Jesus und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? 36 Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von hier. 37 Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es: Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeuge. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. 38 Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit?*

René Char (1907–1988): Warum der Tag dahinfliegt

*Der Dichter lehnt sich zeit seines Lebens an irgendeinen Baum oder ein Meer, einen Abhang oder eine Wolke von bestimmter Färbung, einen Augenblick lang, wie die Gelegenheit will. Er ist nicht an die Verirrung der anderen geschweisst. Seine Liebe, sein Zugriff, sein Glück finden ihre Entsprechung an allen Orten, die er weder betrat noch jemals betreten wird, bei Fremden, die er nie kennenlernt. Wenn man vor ihm die Stimme erhebt, wenn man ihn drängt, Ehrungen anzunehmen, die hemmen, wenn man seinetwegen die Sterne anruft, erwidert er, er sei aus dem Land nebenan, vom Himmel, der eben verschlungen ward.*

*Der Dichter belebt, dann eilt er zur Lösung des Knotens.*

*Am Abend, trotz einiger Lehrlingsgrübchen auf seiner Wange, ist er ein höflicher Passant, eilig beim Abschied, um da zu sein, wenn das Brot aus dem Ofen kommt.*

Liebe Gemeinde, der Galiläer Jesus von Nazareth und der Dichter René Char sind verwandt darin, dass sie in ihren Worten die Welt des Gegebenen überschreiten. Lyrik, das zeigt sich hier, lässt uns die Religion neu sehen, sie lässt uns das Gewohnte unserer Religion neu sehen. Lyrik ist nicht nur eine Sprache der Religion, sie lässt uns auch das Geläufige und Vertraute unserer Religion mit anderen Augen sehen. Lyrik erneuert die Religion – eine Religion wie das Christentum ebenso sehr wie meinen eigenen, persönlichen Glauben. Lyrik hält die Religion lebendig. Lasst uns Zeit nehmen für die Religion – und mehr Gedichte lesen. Amen.

# Sprachen des Glaubens

## Musik

Kolosser 3,12-16

Prof. Dr. Loren Stuckenbruck

30. Jan. 2022 - Letzter So. nach Epiphania

*So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und ertrage einer den andern und vergebt euch untereinander, wenn jemand Klage hat gegen den andern; wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Über alles aber zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi, zu dem ihr berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar. Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: Lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen.*

Liebe Gemeinde, was ist die Musik? Wofür ist sie da? Platon vermochte Musik nur eingeschränkt, in Übereinstimmung mit dem Göttlichen, eine Rolle in seinem idealen Staat spielen zu lassen; vor allem reine Instrumentalmusik und mehrstimmige Instrumente erregen in Menschen leidenschaftliche Weisenszüge, die eine Gesellschaft destabilisieren (Rep. IV, 424c). Nach Aristoteles' Sicht kann man auf Musik nicht verzichten; sie wird neben Grammatik, Turnen und Zeichnen zum Gegenstand der Erziehung gemacht, nicht um Vergnügen zu erzielen, sondern um den Menschen einen seelischen Ausgleich sowie eine Erholung von Anspannung zu ermöglichen (Pol. 8, 3.5–7). Friedrich Nietzsche hatte im Gegensatz dazu für eine moralisierende Funktion der Musik wenig übrig. In seiner zuspitzenden Auseinandersetzung mit Richard Wagner, Arthur Schopenhauer und anderen meint er, es sei

verkehrt zu behaupten, dass die Musik einem *anderen Zweck* diene; vielmehr besitzt Musik eine Würde *in sich*: Sie entsteht aus einer angeborenen Gegebenheit, die der menschlichen Natur entspringt, einschließlich allerlei Art von Emotionen.<sup>1</sup> Man könnte Nietzsches Auffassung so zusammenfassen: Die Musik spricht nicht über etwas anderes, sie ist selbst als „Sprache“ wahrnehmbar.

Unser Text im Kolosserbrief beschäftigt sich nicht philosophisch mit „Musik“ als Phänomen. Der Text setzt eher Musik als Sprech- und Sprachmittel unter Glaubenden mit- und zueinander voraus. Die Musik gehört zu den Selbstverständlichkeiten, die den Menschen angeboren sind, die sich nicht anzweifeln, sehr wohl aber gemeinschaftlich weiterführen lassen: „Lehrt und ermahnt einander ... mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen.“ Dies ist in unserem Gottesdienst durch das Hören und Miteinandersingen der Psalmen 42 und 66 bereits zum Tragen gekommen.

Die Musik enthält und vermittelt eine Funktion in der Gemeinschaft, die Dank ausdrückt und der zugleich eine didaktische Wirkung zukommt. Dies alles unter der Bedingung, dass Töne, Klänge und Melodien mit Worten begleitet werden. Bleibt man auf dieser Linie, wäre Nietzsche damit kaum einverstanden gewesen! Insbesondere im Protestantismus ist wohl oftmals die Verkündigung des Wortes so grundsätzlich bestimmend gewesen, dass alles andere, darunter auch die Musik, einer Verkündigung mit Worten in seiner Bedeutung untergeordnet wird. Musik redet eher, wenn sie über Worte vermittelt wird.

Unsere Thematik wirft aber die Frage auf, ob die Musik selbst spricht (und handelt). Dafür gibt es in den uns vorliegenden Überlieferungen der Bibel nur wenige Indizien. Wenn der Text im Kolosserbrief von Psalmen redet, denkt man sogleich an die Psalmen der Hebräischen Bibel, die David und andere Gestalten als Sänger und Spieler vorführen lassen. Psalmen werden mit Melodien und mit instrumentaler Begleitung gesungen und gesprochen. Doch ist die biblische Tradition nicht auf das Mit-Vorhandensein des Wortes beschränkt: Wenn etwa der böse Geist Gottes über den König Saul kommt,

---

<sup>1</sup> F. Nietzsche, *Götzen-Dämmerung* (Hamburg: Nikol 2017), u.a. „Was den Deutschen abgeht“ 5 u. „Streife eines Unzeitgemäßen“ 24 und *Der Fall Wagner* (Berlin: Henricus 2021), 4.



lässt Saul den jungen David holen, „der des Saitenspiels kundig ist“. Und wenn David auf der Harfe *mit seiner Hand* spielt (von Gesang ist nicht die Rede!), geht es Saul besser und der Geist lässt von ihm ab (1Sam 16,14–23). Die Musik *für sich* sprechen zu lassen, kommt auch im heutigen Gottesdienst zum Tragen. Über das Stück „Schindlers List“ von John Williams (1932-) vermag sie sowohl mahnende als auch mittrauernde Erinnerungen an das Holocaust-Geschehen wachrufen. Wie spricht es uns an? Obwohl in der vergangenen Woche der Holocaust-Opfer am 27. Januar gedacht worden ist, darf bei jedem Hören die Frage – mit welcher Wirkung die Trauermusik uns anspricht – gestellt und je neu beantwortet werden. Und mit dem Stück „The Lark Ascending“ (am besten übersetzt: die emporsteigende Lerche) des englischen Komponisten Ralph Vaughan Williams (1872–1958) kommt eine Botschaft anderer Art ins Spiel. Inspiriert von einem Gedicht von George Meredith (1881 veröffentlicht), wurde es zunächst 1914 vor dem Ersten Weltkrieg komponiert und 1915 mit Bratsche und Klavier, dann 1921 mit Violine und Orchester uraufgeführt. Trotz der damaligen Kritik in *The Times*, das Stück zeige „höchste Gleichgültigkeit für die Wege von Heute und Gestern“, ist das Stück naheliegend: Es lenkt den Blick auf eine Hoffnung, die sich in ihrer befreiten hin-und-herschwebenden Bewegungen von einem Leiden nicht fesseln lässt, das bei all seiner erfahrenen Unterschiedlichkeit jedem von uns vertraut ist. In Merediths Gedicht steht es in einigen Zeilen:

Wie spiralartig sie nach oben flügelt,  
Ein Lichteslied, das Luft durchdringet...  
Schrill, sorg- und hemmungslos,  
Von der Luft getragen und getrieben  
Ohne Pause, ohne Senkung...  
Bis der Gesang den Himmel füllt,  
Und Liebe auf Erden sich zumal niederlässt...  
Wie ein Wein, der überquillt,  
Uns im Flug so mit sich nimmt.

Somit feiern wir gemeinsam den Gottesdienst mit gesungenen und gesprochenen Worten und weiterhin mit Musik, die uns über sich selbst hinaus das verkündet, was Glauben und Evangelium nicht fernliegt. Amen.



# Die Prediger

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Martin Arneht, geb. 1967, Dr. theol., Hebräischlektor (apl. Prof.) und Leiter der Geschäftsstelle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Marc-Aeilko Aris, geb. 1959, Dr. phil., Professor für Lateinische Philologie des Mittelalters an der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, katholischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christian Albrecht, geb. 1961, Dr. theol., Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Loren T. Stuckenbruck, geb. 1960, Ph.D., Professor für Neues Testament (Schwerpunkt Neues Testament und Antikes Judentum) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

